

Kathederpatriotismus.

Im neuesten Heft des „Ritz“ nimmt sich der Abgeordnete Konrad Haußmann den Professor Sombart vor. Er stellt ihn den kämpfenden Soldaten gegenüber, die frei von Ueberhebung und ohne Verächtlichkeit gegen den Feind ihre Pflicht tun. Haußmann führt dann im wesentlichen aus:

„Keiner hält sich für einen Helden. Das ist die echte Tapferkeit, das ist der schlichte Heroismus der selbstverständlichen Männlichkeit.“

Weil das so ist, wozu bedarf es dann deutscher Professorenbücher, die ausposaunen: „Wir sind Helden, wir waren Helden und wir bleiben Helden!“ Der Mangel an Selbstlob, Ruhmredigkeit und Dünkel ist eines der Kennzeichen schlichter Helden und gute deutsche Weisheit.

Es ist in diesen neun Monaten mit der Tinte schon viele Ausschweifung getrieben worden und vor allem haben sich Professoren auf alle als Vorträge oder unmittelbar als Druckerbogen in reichlichem Strome über die deutsche Heimat ergossen. Nur ein Bruchteil davon hat inneren Wert. Die entschlossene Bevölkerung bedarf der Schamfächer so wenig als der Belehrung.

Nun fühlt auch Professor Werner Sombart den Drang, wieder etwas drucken zu lassen und sein Buch „Helden und Händler“ weist so viele Hauptmängel und Ansetzungsstellen auf, daß man an ihm ein Exempel statuieren kann und deshalb darf, weil es der waffentragenden Jugend zugeeignet ist und sie in die Bahnen einer eiligen Selbstgefälligkeit lenken möchte.

Wir geben zur Kennzeichnung die blühendsten Sprüche wieder, wollen aber vorausschicken, daß Herr Professor Sombart sich an einer Stelle seiner Prosa mit überraschendem Nachdruck gegen jede territoriale Expansion Deutschlands ausspricht und nur der geistigen Expansion das Wort redet. Ob er sie erleichtert, mag der Leser beurteilen.

Die Mittel der Argumentation erhellen aus der Inhaltsangabe der Abschnitte: 1. „Der Glaubenskrieg“; 2. „Englisches Händlertum“; 3. „Deutsches Heldentum“; 4. „Sendung des deutschen Volks“. Den Auftakt bildet die Behauptung, der Krieg sei ein „Kampf der Weltanschauung“, also ein „Glaubenskrieg“ zwischen Deutschland und England. Hier verwechselt Sombart „Rivalität“ und „Weltanschauung“, um sofort dazu überzugehen, England wegen seiner Weltanschauung als minderwertig herunterzureihen unter anderem mit folgenden Krassprüchen:

„Die Grundlage alles Engländertums ist ja wohl die unermessliche geistige Beschränktheit dieses Volks.“

„Die englische „Unfähigkeit“, sich auch nur um Handbreite über die greifbare und alltägliche „Wirklichkeit“ zu erheben.“

„Ebenfalls von altersher den Engländern eigentümlich ist ihr Dünkel.“

„Der infamste Spruch, den je eine Händlerseele hat aussprechen können: „Lebe gut“, damit es dir wohlgehe und du lange lebst auf Erden“, ist der Leitpruch aller Lehren der englischen Ethik geworden. Das „Gut“ ist oberstes Ziel des menschlichen Strebens. „Das größte Glück der größten Anzahl“, so hat Jeremias Bentham dieses hundsgemeine „Ideal“ für ewige Zeiten in Worte geprägt.“

„Daß schon die Ideen der Reformation eingeführte Fremdwörter waren, mado in Germany, haben sie uns heute noch nicht vergessen. Aber was sie wiederum meisterlich verstanden haben, war die Anpassung ihres soi-disant metaphysischen Bedürfnisses an ihre Händlerinteressen. Der liebe Gott ist in den allgemeinen Geschäftsbetrieb ganz vortrefflich geschickt eingeeordnet. Die Engländer sind sogar „tolerant“ in religiösen Fragen geworden: das vertragen sich weit besser mit dem Profitmachen und dem Begehlichen als eine halbschamige Orthodoxie.“

„Daß gerade ein strengreligiöses oder, sagen wir lieber, kirchliches Leben nicht vor der Erfüllung mit händlerischem Geiste schlingt, dafür liefert ja England, das Stammland dieses Geistes, den besten Beleg. Man kann also sehr wohl jeden Sonntag in die Kirche gehen und doch ein — Händler sein.“

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ sind echte und rechte Händlerideale, die nichts anderes bezwecken, als den Individuen bestimmte Vorteile zu verschaffen.“

„Kein geistiger Kulturwert kann aus Händlertum erwachsen, nicht jetzt und nicht in alle Ewigkeit. Aber sie wollen auch keine geistige Kultur.“

Und Sombart versteigt sich bis zu dem Schmähwort:

„Die Vöbelart des englischen Gedankens!“

Derartig redet sich ein deutscher Professor, der als Vertreter der deutschen Wissenschaft bei jeder Gelegenheit das Wort ergreift, in die blinde Wut hinein. Er, der an anderer Stelle England die Wissenschaftlichkeit abspricht, dokumentiert deutsche Wissenschaftlichkeit durch diese oberflächliche Leidenschaftlichkeit!

Wir Deutsche haben ein Recht, gegen die Politik Englands im Jahr 1914/15 und zuvor Klage und Anklage zu erheben. Aber auch mitten im Krieg wollen wir die deutsche Gerechtigkeitsliebe nicht unbedeutlich verlagern und dem Vaterlande der Newton, Schalepaares, Bacon, Carlyle, Darwin, Jenner, Spencer den Kultur- und Menschheitswert abstreiten, womit wir nicht England, sondern Deutschland wehe tun. Daß ein Jugendlehrer solch schief gewinkelte Urteile, die weder von dem Volk noch von der Wissenschaft in Deutschland geteilt werden, zum Besten gibt, ist nicht minder absonderlich, als daß ein Handelskammerpräsident und Handelshochschulrektor seine patriotische Aufgabe in der Profituierung des Handelsgeistes und Händlerturns suchen zu sollen glaubt. Er ist sich der komischen Wirkung nicht bewußt, die der Tatsache entspringt, daß der Krieg, den er segnet, weil er die Händler niederkniet, für freie Meere und freien Handel von Deutschland gefahrt wird.

Aber die Maritimität, die Professor Sombart von dem Anteil Englands an der Seefahrt der Jahrhunderte entwirft, soll nur die Folie bilden, von der sich der deutsche Geist abhebt. Dieser wird, und zwar nicht hauptsächlich auf dem Gebiet der Waffen, sondern vor allem auf dem des Geistes, schließlich als der ausschließliche Menschheitsheldengeist charakterisiert. Die Stichworte sollen wörtlich gegen ihren Autor zeugen:

„Denn um dieses Entweder-Oder handelt es sich ja immer: Händler im Sumpf, den man Kommerzialisismus, Mammonismus, Materialismus, Sportismus, Romfortismus oder wie sonst noch benennen mag; oder Held auf der Höhe des Idealismus.“

„Aufgabe kann nur diese sein: deutsche Helden zu erziehen. Heldische Männer und heldische Frauen.“

„Als das englische Weltreich fertig dastand, in dessen Grenzen alles wahre Menschentum verdorrt war: am Ende des 18. Jahrhunderts, da war im Bereiche des deutschen Lebens der freie, geistig-sittliche Mensch zur Vollendung gelangt: „der reifste Sohn der Zeit.“

„Und Friedrich Nietzsche ist nur der letzte Säger und Seher gewesen, der, vom Himmel hoch daher gekommen, uns die Mär verkündet hat, daß aus uns der Gottessohn geboren werden soll, den er in seiner Sprache den Lebermenschen nannte.“

„Und von dem Gefindel der Kaféausliteratur ist gerade Nietzsche, den sie nicht verstanden, und den sie darum ins Gemeine umdeuteten, mißbraucht worden, um sie in ihrem Genußleben und in ihrem Händlergeiste zu bestärken.“

„Also Freiheit vor allem von der unerträglichen Sklaverei der öffentlichen Meinung, unter deren Joche die englische Nation seufzt.“

„Und möchte vor allem drei Viertel unserer „Intellektuellen“, vor allem unserer „Schaffenden“ bei dieser Gelegenheit gleich der Teufel holen.“

„Und nun möge auch die Technik ihren Eroberungszug ruhig fortsetzen; nun bangen wir uns nicht mehr. Jetzt wissen wir, wozu. Die 42-Zentimeter-Rörser, die selbstgrauen Uniformen, die bombenwerfenden und auslandstafelnden Flugapparate, die Unterseeboote haben uns wieder einen Sinn des technischen Fortschritts offenbar gemacht. Auch das unsere Eisenbahnen so gut funktionierten, haben wir mit einem Male als hohen Wert schätzen gelernt, seit sie Hindenburg in 12 Stunden durch Deutschland an die Ostgrenze brachten.“

„Das ist die Behrohung des Vaterlandes durch auswärtige Feinde. Sie also gehört notwendig zu dem Idealbilde, das wir uns von dem zukünftigen deutschen Volke machen.“

„Das Verste von dem „Zusammengehören“ dieser beiden „stammesverwandten“ Völker: der Engländer und der Deutschen, wird nun hoffentlich endgültig verstummen.“

„Wir müssen auch die letzten Reste des alten Ideals einer fortschreitenden „Menschheits“entwicklung aus unserer Seele austilgen.“

„Weshalb es das ist, soll diese kleine Schrift erweisen: weil es sich zur heldischen Weltanschauung bekant, die allein in dieser Zeit den Gottesgedanken auf Erden in sich schließt.“

Nun begreifen wir aber auch, warum uns die andern Völker mit ihrem Haß verfolgen: sie verüben uns nicht, aber sie empfinden unsere ungeheure geistige Ueberlegenheit. So wurden die Juden im Altertum gehaßt, weil sie die Statthalter Gottes auf Erden waren, solange nur sie die abstrakte Gottesidee in ihren Geist aufgenommen hatten.

„Und sie gingen hochgehobenen Hauptes, mit einem verächtlichen Lächeln auf den Lippen, durch das Volkergewimmel ihrer Zeit, auf das sie von ihrer stolzen Höhe geringschätzig herabzusehen.“

„So sollen auch wir Deutsche in unserer Zeit durch die Welt gehen, stolz, erhobenen Hauptes, in dem sicheren Gefühl, das Gottesvolk zu sein.“

„Deutschland ist der letzte Damm gegen die Schlammslut des Kommerzialisismus, der sich über alle andern Völker entweder schon ergossen hat, oder unaufhaltbar zu ergießen im Begriff ist.“

„Und halb zivilisierte oder Naturvölker zu erobern, um sie mit deutschem Geiste zu erfüllen, danach steht unser Begeh auch nicht.“

nicht. Eine solche „Germanisierung“ ist gar nicht möglich. Der Engländer kann in diesem Sinne allenfalls kolonisieren und fremde Völker mit seinem Geiste erfüllen. Er hat ja keinen. Es sei denn der Krämmergeist.“

„Goldentum kann man nicht wie Gasleitungen an jede beliebige Stelle der Erde verlegen.“

„Aber auch denen, die der Segnungen einer humanistischen Bildung nicht teilhaftig werden können, wollen wir ein Stück Goldentum mit auf den Weg geben, indem wir sie lehren, daß aller Sinn des Lebens darin besteht, seine Aufgabe zu erfüllen, und daß damit der einzelne am Teppiche der Gottheit webe, die sich ihm in der Gestalt seines Volkes offenbart.“

„Vor allem müssen wir uns noch immer als einzige Erben des griechischen Volkes wie aller Antike fühlen und müssen ewig eingedenk sein, daß junge Deutsche erziehen heißt, sie mit heldisch-deutschem Geiste erfüllen, daß aber der heldisch-deutsche Geist mit seinen Wurzeln in das Volkstum hineinreicht, aus dem Prometheus und Salamis, Homer und Plato geboren wurden.“

Von der Höhe dieser kathedralen Erkenntnis kann Professor Sombart stolz wie der Panulius Wagner, der es herrlich weit gebracht zu haben fühlt, ausruhen:

„Im Grunde brauchen wir Deutsche in geistig-kultureller Hinsicht niemand!“

Diese Kulminationspunkte führen unmittelbar auf die Höhe und an den Abgrund des Größenwahns. Wenn nicht der gelunbe deutsche Geist gestählt wäre gegen die Verführung solcher Selbstverherrlichung, dann müßte man diese Art von Jugenderziehung als Verführung und Entartung bezeichnen.

Wie? Dieser Chorführer der keinen Propheten domert gegen die „Beschränktheit“ und predigt sie. Dieser Verkünder des deutschen „Gottessohns“ empfiehlt, mit der „Antife“ zu wuchern und das Haupt hoch zu tragen, wie die alten Juden, um den Kommerzialisismus zu bekämpfen. Er empfiehlt Anlehen beim Geist der Hellenen und Arianen im gleichen Atemzug, in dem er progt: „Wir Deutsche brauchen in geistig-kultureller Beziehung niemand“, während Sombarts Spruch doch von ihm selbst ausdrücklich dahin erweitert ist: „Wir Deutsche brauchen die alten Juden und Griechen, sonst niemand auf der Welt!“ Aber viel schlimmer ist etwas anderes und das ist es, was die Nichtigkeit unermesslich macht.

Dieser Rorasprediger klagt England der Lohndünkel des Dünkels an und zitiert beifälligst den alten Venetianer:

„Die Engländer sind sehr eingebildet auf sich und ihre Werke, sie glauben gar nicht, daß es auch andere Menschen als sie, oder noch etwas anderes auf der Welt als England gebe.“

Aber gerade, weil der Dünkel höchlich ist und dünkelt, die Engländer entwertet, ist die Dünkeltätigkeit, welche der deutsche Handelshochschulrektor ausblinzt, genau ebenso widerwärtig.

Sie ist auch direkt unbedeutend und wir verbiten uns, von einem unbeauftragten Wortführer in den falschen Gernch des Dünkels gebracht zu werden, durch Redensarten wie die: „Aus uns wird der Gottessohn geboren“ oder ausgefucht, wir allein, „Wir Deutsche brauchen in kultureller Beziehung niemand“, „Die andern Völker verfolgen uns mit ihrem Haß, weil sie unsere ungeheure geistige Ueberlegenheit empfinden“, „Wir Deutsche sollen durch die Welt gehen stolz erhobenen Hauptes, in dem sicheren Gefühl, das Gottesvolk zu sein“, „Wir allein haben die Wissenschaft, wir allein „den Idealismus, wir allein das Goldentum“. Sonst kommen nur noch die Engländer in Betracht. Und diese sind nur „Händler und ihre Grundlage ist unermessliche geistige Beschränktheit“....

Herr Haußmann sagt dann zusammenfassend über Herrn Sombart u. a. folgendes:

„Wahrlich, wenn ein Engländer in diesem Sinn und Ton über die Deutschen gesprochen hätte, dann hätte er verdient, von seinen Landsleuten abgeschüttelt zu werden, und wenn sie es nicht getan hätten, hätten sie sich selbst das schlimmste Kennzeichen ausgestellt. Deshalb ist es nötig und verlässlich, so wie es die deutsche Presse, voran die „Frankfurter Zeitung“, getan hat, eine klare Abrechnung mit diesem schiefgewinkelten und kompromittierenden Goldentum zu halten.“

Von Saloniki nach Serbien.

Eine Reise nach Serbien pflegt heute wahrlich nicht zu den Unannehmlichkeiten des Lebens zu gehören. Das geht aus einem Reisebrief der „Stampa“ hervor, in dem Mario Bassi, der Spezialberichterhatter des Turiner Mattes, über seine Erlebnisse auf der Fahrt nach Serbien berichtet.

„Mit drei Kriegsberichterhattern französischer Blätter zusammen trat ich heute von Saloniki aus meine Reise nach Serbien an. Die Stadt ist seit zwei Jahren im Besitz der Griechen; aber es gibt keinen Balkanstaat, der nicht mit barbarischen und schmutzigen Helden auf Saloniki schaute und seinen Besitz heiß ersehnte. Das begreift man ohne weiteres. Ist doch Saloniki als Verbindungs-

9) Dina.

Eine Erzählung aus Südwestafrika von Hans Grim m. (Schluß.)

Die Frau gehorchte. Sie merkte erst, daß sie gehorcht hatte, als sie im Wohnzimmer saß. Sie versuchte sich zu erinnern: „Habe ich Haf und den Hottentotten auch fortgemessen, wie das sein sollte?“ Sie stand mühsam auf und sah hinaus. Haf und der Hottentott waren fort, und auch die Schwelle des Kochhauses war leer.

„Nun muß ich noch einmal denken“, sagte sie. „Was wird also nun? Was ist das mit Dina? Was will er mit Dina? Wie lang muß ich hier sitzen bleiben?“

Dina klopfte. Die Frau fuhr zusammen, und dann schrie sie: „Was ist geschehen?“ Dina kam herein. Sie war grau trotz ihrer Farbe. Ihre Augen bewegten sich unaufhörlich vor Furchtsamkeit. Die Frau in ihrem Haß dachte: „So sieht ein Dieb aus, der eingefangen und gebunden ist und Prügel erwartet.“ Sie stieß hervor: „Also schnell?“ Dina hielt sich an der Lüre fest und sprach hastig und versprach sich und war schwer zu verstehen: Der Herr brauche Kost. Der Herr habe Haf nach dem Märchenal geschickt mit der Meldung. Und sie hätte nur getan, was der Herr befohlen habe. Sie hätte nicht gewollt. Bei Jesus Christus, sie hätte nicht gewollt. Als die Frau mit schreienden Fragen ihr zusehte, antwortete Dina gar nichts mehr und starrte zu Boden.

Die Frau ging an ihr vorüber zum Kochhaus und vom Kochhaus zur Futterkammer. Der Wachtmeister sah auf der Futterkiste. Der rechte Arm war verbunden und verschürt, mit der Linken preschte er auf den Verband. Der Wachtmeister hörte die Schritte und flüsterte: „Dina, gib mir zu essen, daß ich Kraft bekomme.“ Die Frau antwortete: „Ich bin es. Drüben ist es doch bequemer.“ Sie gab ihm zu essen. Sie führte den Köffel zu seinem Munde und das Glas wie eine Maschine. Als er stärker war, stützte sie ihn und brachte ihn hinüber in das Haus. Da er nicht liegen wollte, schob sie ihm den Kochstuhl hin. Den andern Stuhl nahm sie und nähte, und sie fragte und jagte und dachte nichts, und der Wachtmeister hielt die Augen geschlossen. Am Abend kam Haf vom Märchenal. Er habe nur den

farbigen Polizeidiener getroffen, aber die Meldung zurückgelassen. Dina erstattete der Frau für den Bruder Bericht vor dem Bohngemur. Als sie eendigt hatte, zögerte sie und fragte dann mit gedämpfter Stimme: „Schläft der Baas jetzt?“ Die Frau nickte. Da fragte Dina leise weiter: „Bleibst Du bei dem Baas?“

„Gewiß“, sagte die Frau hart. „Was soll das?“ „Der Baas hat keine Hand mehr.“ Dina tupppte auf die rechte Hand, die sie sprach langsam und leise. „Der Baas kann nicht fechten, der Baas kann kein Werk tun, der Baas ist ein Kind geworden.“ „Schwach keinen Unfann“, sagte die Frau, „was willst Du?“ Dina juckte mit den Achseln: „Kann der Baas für mich fechten ohne Hand? Kann der Baas schreien ohne Hand? Kann der Baas mir Kost geben ohne Hand? Nein, der Baas kann dies nicht tun. Ich will nicht dem Sergeanten gehören und nicht dem Gefreiten und nicht dem Leutnant und nicht dem Rifflonar. Ich will niemand von diesen gehören. Ich gehe fort zu Brusian Frank, und der Hottentott...“ Da unterbrach die Frau das Mädchen ärgerlich: „Nun habe ich genug von Deinen Dummheiten; der Herr wird Dich schon lehren morgen.“ Im Stillen meinte sie wohl: „Meinetwegen sollst Du braunes Mensch und Dein budlicher Bruder und der alte Affe hingehen, wo der Pfeffer wächst.“

Bald nach Sonnenaufgang erschien einer der Polizisten vom Märchenal. Er klopfte an das Kochhaus und sah in den Bambusenponton und in den Stall, aber es war niemand zu finden, der ihm das Pferd abnahm. Ueber seinem Hintieren und der Unruhe der Hunde wurde die Frau wach. Sie kam zu ihm heraus. Der Polizist grüßte und wartete nicht, ganz atemlos redete er: „Der Wachtmeister hat melden lassen, der Hengst habe ihn abgeworfen weit draußen und habe ihm die Hand zerschlagen, und es sei so schlimm geworden, daß er sich selbst die Hand habe abnehmen lassen. Und der Burich hat erzählt, seine Schwester habe die Hand abgeschlagen, die Dina, Ihr Mädchen hier. Ist das nun...“

„Es ist wahr“, antwortete die Frau. „Und der Wachtmeister? Das ist doch entsetzlich!“ „Mein Mann scheint davon zu kommen“, sagte die Frau. Der Polizist wollte noch etwas sagen und ihm fiel nur ein, daß er niemand habe finden können in Stall und Pontof, da zeigte er auf die Gebäude: „Es ist aber niemand hier.“

„Ich weiß“, sagte die Frau. „Ich weiß, die Patronille ist noch fort. Ist jemand in die Stadt geritten zum Arzte?“

„Wir haben noch in der Nacht einen Brief abgeschickt“, erwiderte der Fremde.

Später, als sie wieder allein waren, der Holsteiner und seine Frau, fragte der Mann müde: „Was ist das mit Dina?“ — „Gewiß, er muß gerade von ihr anfangen“, dachte die Frau und entgegnete: „Nun, sie sind eben fort — die ganze Sippchaft.“ Nach einer Pause sagte der Holsteiner: „Bist Du sie fortgeschickt?“ — „Sie sind fortgegangen. Wo werde ich Deine Leute fortschicken?“ sagte die Frau. Der Holsteiner schüttelte den Kopf. „Fortgegangen? Fortgegangen?“ Da kam der Kerger bei ihr zum Ausbruch: „Ja, ja, fortgegangen. Fortgegangen zum Brusian Frank auf die Mistinseln, da ist das Mensch ja wohl einmal hergekommen.“ Als er nun schwieg, wuchs ihr Kerger nur noch mehr, und endlich brach's heraus: „Warum sie fortgegangen sind, das willst Du doch wissen? Nicht? Ich will Dir's sagen: Weil — Du nun wie ein Kind geworden bist und nichts mehr nuge bist.“ Und, erschreckend vor den eigenen Worten, fügte sie schnell hinzu: „Das ist der Dank, den Du geerntet hast!“

Der Wachtmeister stand auf. Die Frau fing sich zu fürchten an. „Was wird er jetzt tun?“ Aber er sagte nur vor sich hin: „Es ist wahr, ich bin jetzt nichts mehr nuge, nichts mehr nuge.“ Er ging hinaus, immer noch etwas schwankend. Die Frau sah ihm noch durch das Fenster und sah, wie er Kochhaus und Pontof durchsuchte und dann sich hinsetzte auf den Freg und sie hörte ihn murmein: „Sie sind wirklich fort.“

Die Patronille kam am Nachmittag zurück. Müde und mürrisch bedienten sich der Sergeant und der Gefreite selbst. Zur Unterhaltung hatte keiner Lust. Als sie noch dem Essen und bei der Pfeife aber auftauten, schlug plötzlich der Sergeant mit der Faust auf den Tisch. „Wissen Sie wohl, was er mir zuerst gesagt hat? Nicht: ich bin nun elenden Krüppel geworden, und für mich is nu alles Gfing. Ne, sondern: Sergeant, die Dina ist fort.“ — „Mensch, jagen Sie nicht, daß Sie das verhehen. Sagen Sie das nicht. Denn ich schwör's Ihnen, er hat mit ihr nicht zu tun gehabt, und hat nicht von ihr gewollt. Und — wenn Sie das jemand sagen, daß er gesagt hat, was er gesagt hat, dann, Mensch, dann schlage ich Ihnen alle Knochen entzwei. Aber ich, ich hab's jemand sagen müssen, und da sind nur Sie da.“ Der Gefreite schwieg still.

punkt zwischen Orient und Okzident und als Mittel- und Ausgangspunkt der Bahnen nach Konstantinopel, Wladowka und Branja, nach Redegatich und Konstantinopel für alle Balkanstaaten von ausschlaggebender Bedeutung.

Als wir gestern von Meere aus im Hafen ankamen, bot sich uns im lachenden Licht der Frühlingssonne ein überraschend schönes Bild. Mit seinen von Dampfern und Segelschiffen dicht gefüllten Hafen, mit seinen verschiedenen weiß, grau und rötlich schimmernden Stadtbildern, die sich längs des Ufers hinziehen, mit den grauen Mauern seiner Zitadelle, den Minarets der Moscheen, deren schlanke Spitzen in den blau leuchtenden Himmel hinauszurücken scheinen, mit seiner milden, lauen Luft, dem Lärm des Handelsverkehrs, dem Summen der Stimmen, aus dem alle Sprachen und Dialekte der Mittelmeerländer herausklingen, mit seinem würzigen, kräftigen Geruch von Fischen und Seetang, mit Salomiti wie eine Erscheinung an, die uns lachend den farben-schimmernden Orient fundet. Aber heute morgen zeigt sich uns mit unvollkommener Deutlichkeit die Rehrseite der Rebaille. Unter einem bleischnen Regen Himmel, eingehüllt in graue Nebelschleier, aus denen der Regen tropfenweise herabrieselt, bietet Salomiti das Grau in Grau gehaltene Bild mürrischer Verbrossenheit. Auf dem Bahnhof, auf den von breiten Wasserpfützen unterbrochenen Bahnhöfen, unter dem wummeligen, löcherigen Dach, von dem der Regen tropft, drängt sich in hastendem Durcheinander eine bunte Menge. Hier eine Gruppe von etwa dreißig französischen Militärärzten in Uniform, die die Nacht der nach Serbien gefandten Sanitätskolonnen bilden; dort ein Gewimmel von Russen und Rumänen, die über Nisch und Bularest nach Hause reisen. Hier sieht man unternehmungslustige Handelstreibende, denen die Ausnahmestände und ungewöhnlichen Bedürfnisse der kriegsführenden Länder heute unabgesehene Ausblicke auf abenteuerliche Geschäfte und ebenso abenteuerliche Gewinne eröffnen. Dort drängt sich schon ein Haufen armeligen Volks im Winkel zusammen, zerlumpte Männer und Frauen, an deren zerrissene Röcke sich — ein Gewimmel heulender Kinder klammert. Woher kommen sie, wohin gehen sie? Kein Mensch kann auf diese Fragen eine bestimmte Antwort geben. Aber nach den Gründen, die diesen Zug der Armen und Elenden, von der Scholle getriebenen Menschen ununterbrochen in Fluß halten, braucht man gleichwohl nicht lange zu suchen. Die furchtbare Rot, die das Land schon so lange unter ihrem eisernen Druck hält, hat es mit sich gebracht, daß sich die unglücklichen Bewohner der nadelnenden Gebiete wieder zu Romaden gewandelt haben, die ohne Raß und Ruh, ohne Hoffnung und ohne Ziel durch die Wüste irren. In dieser Romadenwanderung der Ausgehenden entrollt sich uns ein Bild, das der Pinakel eines neuzehnten Jahrhunderts oder eines zum verzweifelten Menschenfeinde gewordenen Gana geschaffen haben könnte.

Um 8 Uhr setzt sich unter Zug in Bewegung. Kaum haben wir uns im Abteil häuslich eingerichtet, als wir uns auch schon an die Arbeit machen, die antiseptischen Vorkehrungsmaßregeln zu ergreifen, deren Ausführung uns die Ärzte der französischen Sanitätsmission für unsere Reise auf das dringendste ans Herz gelegt hatten. Serbien ist heute bekanntermaßen der Herd einer furchtbaren Epidemie, die unter der Bevölkerung schrecklich aufbräut. Es ist der Flecktyphus, der in Belgrad, in Nisch, in den Militärslagern und den Dörfern Tag für Tag Hunderte von Opfern fordert. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß der Verbreiter der Epidemie, der das tödliche Typhusgift von Mensch zu Mensch verschleppt, in jenem kleinen Insekt zu suchen ist, über das man früher nicht gern sprach, das man aber bisher für einen zwar nicht sehr furchtbaren, aber harmlosen und sanftmütigen Bewohner der Meider, des Haut- und Barthaars hielt, das mit Mann und Weib nur oberflächliche Bekanntschaft machte. Mit einem Wort: es handelt sich um die Laus, von der, je mehr man sich Serbien nähert, so viel und so schrecklich erzählt wird, daß man allmählich in einen Zustand gerät, der einem das gefährliche Insekt als leibhaftigen Teufel erscheinen läßt. Und diese Furcht wurzelt so fest, daß man jede Berührung mit einem Bett, mit einem Kissen, mit einem Stuhl voll ängstlicher Scheu meidet, und daß einem die erregten Nerven ein unwiderstehliches Juckgefühl vom Kopf bis zu den Füßen vortäuschen.

Was wunder, daß wir, während der Zug durch die ausgedehnten und heute halbüberwücherten Weiden und Kelder dahincilte, niebestens am Werke waren, uns desinfectoriell zu wappnen; wir betreteten die Lederzüge der Sitze des Abteils mit Kaputtin, wir sauberten uns Arme und Hals mit Kampferal, als wären wir römische Gladiatoren, die sich ansahnen, in die Arena hinabzusteigen. Wir schmückten uns die Haare mit Gatt weich weichen öligen und überfließenden Medikamenten ein. Eine junge Dame, die uns gegenüber saß, deren Schönheit an die unserer Frauen in der Lombardie erinnerte und in deren Augen die sumende Schwermetall der Sclaven mit aufsteigenden Blitzen unterdrückter Lustigkeit wechselte, erhob diese schönen Augen von einem Buche, in dem sie bisher mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen hatte. Es war, wie mich ein rascher Blick belehrte, Marcel Brechts „Manon Lescaut“, und sie ließ das interessante Buch sinken, um uns eine Weile mit sumenden Widen zu betrachten. Dann brach sie in ein helles Lachen aus, das frisch wie ein Morgenrot wirkte und so hart lang wie ein Regenschauer, der auf eine Fenster Scheibe prasselt. „Verzeihung, meine Herren, aber Sie bieten in diesem Augenblick einen Anblick, wie ich ihn gleich dreißig in meinem Leben bisher noch nicht hatte.“ rief sie lachend. Uns war natürlich gar nicht heiter zumute. Wir beäugelten uns deshalb, unserer schönen Reisegewissin die Zweckmäßigkeitsgründe unseres Tuns auseinanderzusetzen, sie über die unerbittliche Notwendigkeit derartiger Vorsichtsmaßregeln aufzuklären und ihr den Rot zu geben, in Anbetracht dieser Notwendigkeit unser Beispiel nachzuahmen. Zu diesem Zwecke boten wir ihr mit dringendem Bureden unsere Salben und Pulver an.

„Aber wo denken Sie hin, meine Herren?“ wehrte sie ab. „Ich denke ja gar nicht daran, wenn ich Ihnen für Ihre freundlichen Anerbieten auch bestenfalls danke. Ihre Medikamente verbreiten einen zu entsetzlichen Geruch, und wenn ich diesem Geruch noch eine halbe Stunde preisgegeben wäre, würde ich unweigerlich die schönsten Wigräne davontragen. Nein, nein, ich hätte es wirklich nicht für möglich gehalten, daß vier junge Männer des starken Geschlechts vor dem lächerlichen Schreckgespenst des Typhus sich so gruseln würden.“

Damit zog sie aus ihrer Reisetasche eine Flasche Adonisches Wasser und schüttete ihren Inhalt über die Meider, über das Taschentuch und über die Hände aus. Sie umgab sich somit einer Dünne von Duft, die sie gegen den schiedsten Geruch unserer Desinfektionsmittel schützen sollte. Und als das Geschehen war, ließ sie dem Gehege ihrer hübschen Zähne die unsere Eigenliebe kränkelnden Worte entfließen:

„Achilles, der sich mit seinem Schilde deckte, war ein tapferer Held. Sie haben als Schild nur ein armläßiges Apothekerprodukt; das ist, gerade herausgesagt, widerwärtig!“

Der Regen hatte aufgehört; das dunkle Gewölbe am Himmel teilte sich, und zwischen den Wolkenfenstern tauchte der blaue Himmel auf, unter dem der Zug zwischen blühenden Weizenfeldern und Feldern, die sich mit dem Geim der Saat zu bedecken begannen, der jenseitigen Grenze entgegenfuhr.

**Der 1. September 1914 in Compiègne.**

Der Konserbator des Schlosses von Compiègne, Gabriel Mourey, der seine Tagebuchaufzeichnungen vom Beginn des Krieges im „Lemps“ veröffentlicht, kommt im Verlauf seiner Schilderungen zu der Beschreibung durch die Deutschen.

Am 31. August ziehen die Deutschen in Compiègne ein. Eben hatte sich noch das Gerücht verbreitet, der Feind wäre zurückgeschlagen, die Leute sind zusammengelaufen, da ertönt ein Schrei: „Da sind sie! Da sind sie!“ Im Ru sind Männer, Frauen und Kinder verschwunden, der Platz ist frei, und von allen Straßen her rücken Mäner heran. In dem Schweigen hört man nur noch das Geräusch der klappernden Füße auf dem Pflaster. Wir beäugeln uns, zum Schloß zurückzukehren. Von allen Seiten kommen Mäner

herbor. Sie reiten zu Zweien, die Spitzen ihrer Lanzen liebenswürdig auf uns gerichtet, den Revolver in der Faust. Trotzdem würden wir, wenn sie sich nicht mit ihren schlanken Wesseln zuriefen oder in den Steigbügel aufrichteten, um plötzlich ihre Pferde ein Stück vorzutreiben, ihren Anblick nicht so wild finden. In dem Augenblick, wo wir auf dem Schloßplatz ankomen, hält ein Kraftwagen vor dem Gitter. Unter einem sehr niedrigen Verdeck erkennen ich in den Wagen zurückgelehnt zwei Offiziere. Ein anderer sitzt bei dem Wagenführer. Er ist mit einer hohen Felmütze bedekt, trägt einen halblangen hochblonden Bart und zeigt lächelnd seine tadellosen Zähne. „Sind Sie der Konserbator dieses Schlosses?“ fragt er mich mit der Hand grühend. „Ja bin es; die Kunstschätze, die es bewahrt, sind in meiner Hut, und ich habe das volle Vertrauen, daß ihnen wie den Bewohnern kein Schaden geschieht.“ Sie haben recht, mein Herr, ich danke Ihnen.“ Er reicht mir seine Hand, die mit roten Handschuhen bedekt ist.

Nach dieser liebenswürdigen Begrüßung verläßt der tapfere Konserbator in Betrachtungen darüber, ob er, wie er einen Augenblick erwog, den deutschen Offizieren den Eintritt in das Schloß mit Gewalt hätte verweigern müssen; aber was sollte es helfen, er bleibt schließlich vernünftig und läßt die wilden Kämpfe, die er durchmacht, immer in seinem Inneren ausdöben. Die Nacht verbringt er, während die Deutschen unten unter dem Gelfange der „Bastille am Rhein“ vorüberziehen, mit seiner Frau am Fenster hörend und sieht durch die Ritzen der Jalousien die „Barbaren“ auf ihrem Wege nach Paris vorübermarschieren. Nachdem er einige Stunden Schlaf — „oh welcher Schlaf!“ — gefunden hat, meldet sich in aller Frühe der deutsche Offizier, der seinen Apparat einrichtet will. Wozu protestieren? Das würde nichts helfen und nur Schwierigkeiten machen, überlegt der Franzose.

Aurz darauf kommt mit zwei Ordmananzoffizieren der kommandierende deutsche General (Mourey) erfährt später, daß es General von Klud gewesen wäre) zum Besuch des Schlosses, wobei Mourey die nötigen Auskünfte gibt. Man gelangt in den Saal, von dessen Wänden die berühmten Tapiserien entsetzt sind. „Aber sagen Sie mir, Herr Konserbator“, sagt der General, „wie kommt es, daß alle Wände Ihres Schlosses so entblößt sind? Bezeichnen Sie nicht eine berühmte Sammlung von Gobelinswebereien?“ „Allerdings, Excellenz, aber der Unterstaatssekretär der Kunst hat mir den Befehl gegeben, sie wegzubringen zu lassen.“ „Und wo sind sie jetzt?“ „Ich weiß es nicht, sie sind nach Paris . . . oder anderswohin geschickt.“ Da kommen von seiner Lippen, mit einem verlegenden Lächeln, in dem etwas Ironie, Bitterkeit und vielleicht ein wenig Melancholie ist, die Worte: „Ach, ja . . . die Barbaren!“ . . . Ich habe nichts gesagt, ich tat, als hätte ich nicht gehört. Aber es würgte schrecklich in meiner Kehle. Warum kann ich nicht schreien: „Oh, ja, Barbaren!“ . . . Der deutsche General sieht sich das Bett Napoleons an und staunt über seine kolossalen Dimensionen, und er nimmt mit steigendem Interesse von all den historisch und künstlerisch bemerkenswerten Schätzen des Schlosses Kenntnis. „Ja, sehr schön, sehr schön, prächtig!“ erklärt er, und als der Konserbator die Bitte daran knüpft, daß diese Kunstschätze geschenkt werden mögen, erhält er zum Schluß, als der General sich verabschiedet, den Befehl: „Ich habe Ihnen zu danken, und tue das aufrichtig, Herr Konserbator, für Ihre große Gefälligkeit. Sie können versichert sein, daß diesem schönen Schloß und auch den Schätzen, die es enthält, nichts geschehen wird.“ Als Mourey später unter Berufung auf das Wort des Generals sich bei dem deutschen Generalstab melden läßt und einem Offizier seine Bitte um Ausstellung einer schriftlichen Bestätigung vorträgt, sagte ihm dieser: „Ja, ich weiß, Excellenz hat mir davon gesprochen. Wir haben den festen und aufrichtigen Wunsch, das Schloß von Compiègne zu schützen und zu erhalten. Ich werde es Ihnen beweisen.“ Und der Offizier, dessen Physiognomie in ihrer Feinheit und Energie, in ihrer Intelligenz und ihrem Willen fast nicht unsympathisch wäre, wenn er nicht eben wäre, was er ist, schreibt ihm Befehl, den er Mourey zeigt und übersetzt: „Das ist wirklich mehr, als ich hoffte.“ fügt Mourey hinzu.

**Musik.**

Leo Slezak im Deutschen Opernhaus. Von künstlerischen Standpunkt sind Gastspiele namhafter Opernsänger wie überhaupt aller Spezialisten der Gesangs- und Schauspielkunst zu verwerten. Die Leistungen der anderen Mitwirkenden leiden darunter, und man darf der Meinung sein, das Deutsche Opernhaus habe weit wichtigere Aufgaben zu lösen, als sich mit Gastfingerei abzugeben. Dessenungeachtet kann ein wirklicher Künstler durch seine Mitwirkung bedeutenden Nutzen stiften. Er gibt, ohne es zu wollen, Vorbilder vollendeter Leistungen und spornet zu solchen geradezu an. Bei Leo Slezak, dem gefeierten Tenor, der gegenwärtig ein dreimaliges Gastspiel am Deutschen Opernhaus absolviert, trifft das zu. Wir hörten ihn am Donnerstag in des vor Jahresfrist verstorbenen Karl Goldmarks „Königin von Saba“ als Assad. Diesmal war Slezak glänzend disponiert. Spielend leicht kommen bei ihm die Töne. Alles ist flüssig, langholl, warmblütig, leidenschaftlich. Wie der Sänger, so der Darsteller. Slezak lebt seine Rolle. Wie ganz anders nahm er Assad als sein Vorgänger an. Er gab eine Tragödie der Liebe — woher es kommt, daß wohl jeder Hörer tief ergriffen wird.

Die Besetzung der übrigen Rollen ist die gleiche vom vergangenen Jahre. Werner Engel, Ernst Lehmann geben Vortreffliches, Emma Zimmermann, Zulu Kaeffer, Maria Schneider gesanglich dergleichen, obwohl ohne den Schatten einer ausgeprägten Eigenart. Herrlich ist die dekorative Ausstattung. Mit Recht legte die Spielleitung den Schwerpunkt der Königin von Saba hierauf. Wieder wird man gewahr, wie sehr die „Große Oper“ auf Pomp angewiesen ist, wenn sie wirken soll. Eine prachtvolle Teilleistung gibt das Ballett. Mary Zimmermann darf sich auf ihr Können was zu gute tun. Die orchestrale Wiedergabe der zum Teil wundervollen Musik unter Eduard Morike war glänzend; der Beifall beinahe endlos.

**Kleines Feuilleton.**

**Kunstfertigkeit im Gefangenenlager.**

Die „Deutsche Volkswirtschaftliche Korrespondenz“ schreibt: Rot macht erfindlich, und allerlei Schliche kennen die Gefangenen, sich keine Bequemlichkeiten zu verschaffen, nicht gerade zur Freude der deutschen Verwaltung, die sonst so gewissenhaft für jeden einzelnen Mann die Zahl der notwendigen Geräte, vom Löffel bis zur Maßschuppe, vom Wasserfaß bis zum Rasiermesser festgesetzt hat und streng darüber wacht, daß solche Gegenstände auch so lange vorhalten, wie es geleglich vorgezeichnet ist.

Aber auch wirkliche Kunst blüht in solchen Gefangenenlagern, wo die Menschen der verschiedensten Lebensgruppen zusammengebracht sind. Besonders die Kinder Belgiens, des Landes, das von jeher Sitz einer reichen Kunst und Kunstfertigkeit war, zeichnen sich aus. Aus ganz einfachen Mitteln, einem Holzklötzchen, einem Spanen, mit ein paar Glasperlen und ein wenig Zinn taufen die aus den See-provinzen Stammenden prächtige Segelschiffe auf, lassen naturgetreue Holzschiffmodelle von Hochseebämpfern mit stolzen Schornsteinen, Antennen und zierlichen Ladebäumen vom Stapel. In irgendeiner stillen Ecke der Gefangenenküche entstehen reizende Arbeiten. Wo es irgend angeht, beschäftigt man die untreutwilligen Gäste mit Arbeiten des gelehrten Berufs. Die Metallarbeiter — und solche bringt das industrie-reiche Belgien und das benachbarte Süttenevler Nordbelgiens in hervorragender Eigenschaft hervor — bevorzugen für ihre Arbeiten das Aluminium, einesteils weil ihnen ihre Feldflaschen den gewünschten Rohstoff liefern, andererseits weil es am leichtesten mit primitiven Mitteln schmelz- und schmelzbar gemacht werden kann. Federmesser, Petschäfte, Federhalter, Ringe, Zigaretten- etwas, Schmuckgegenstände fertigen sie zur Erinnerung an den Weltkrieg und ihre Gefangenenschaft für sich und ihre Freunde, geschmückt mit meisterhafter Gravierung. In dieser Kunst stehen vielfach die

Russen ihren Bundesgenossen nicht nach; ich habe eine russische Aluminiumflasche gesehen, die der Besitzer in geradezu vorbildlicher Art mit dem Wappentier seines Heimatstaates und sonstigen kriegsrischen Wahrzeichen verziert hatte. Auch in der Herstellung kleiner Holzspielereien sind die Russen Meister; aus Holzspanen und Zinnspänen hatte einer eine sich ständig windende Schlange hergestellt und ihren Leib mit Zintenziffen schillernd gefärbt. Auf dem Gebiete der Malerei wird in den Gefangenenlagern oft Großartiges geleistet, beherbergen sie doch manchen Akademierprofessor. Ein Theater war in einem Lager durch einen gemalten Vorhang und durch Quälisen ausgestattet, die sich auf mancher großstädtischen Bühne sehen lassen können. Auch Bildhauer und Gartenarchitekten sind in den Lagern vertreten.

**Das Land der Hundertjährigen.**

Norwegen scheint eins der gesunden Länder der Welt zu sein. Dafür sprechen wenigstens die sehr interessanten Zahlen aus der letzten norwegischen Volkszählung, die das norwegische statistische Zentralbureau veröffentlicht. Bezeichnend für die Langlebigkeit der Bevölkerung ist insbesondere die Liste, die die Namen aller derjenigen Einwohner enthält, die zur Zeit der Volkszählung im Jahre 1910 älter als 95 Jahre gewesen sind. Angesichts der schwachen Bevölkerung des Landes muß es geradezu überraschend, daß es in jenem Jahre nicht weniger als 192 Norweger gab, die das 95. Lebensjahr überschritten hatten. Von diesen ist inzwischen freilich schon mehr als die Hälfte gestorben. Aber auch heute zählt man im Lande noch 83 Personen, die das hundertste Lebensjahr überschritten haben. Nach Ausweis der Volkszählungsergebnisse sind die beiden ältesten Leute Norwegens im Jahre 1894 geboren und zählen demnach heute 111 Jahre. Den Altersrekord hält die unverheiratete Dagny Andersen, die am 14. Januar 1804 das Licht der Welt erblickt hat. Ihr zunächst folgt der gleichfalls ledige Andreas Halsen, der am 27. Mai 1804 geboren ist. Es folgt weiter ein verheirateter Mann, der im Jahre 1805 geboren wurde. Die meisten Personen über 95 Jahre haben ihr ganzes Leben auf dem Lande verbracht; nur eine kleine Zahl von Städtern befindet sich unter diesen skandinavischen Methusalems.

**Notizen.**

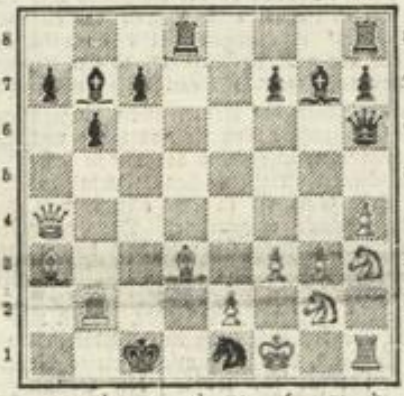
— Bühnenchronik. Tilla Durieux ist vom Igl. Schauspielhaus für die Dauer einer Spielzeit verpflichtet worden, und zwar als Getoie.

— Ein Brahm's-Museum soll im Wiener Stadtmuseum eröffnet werden. In drei Räumen will man ein Abbild seiner ehemaligen Wohnung schaffen.

— Ein Fortschritt. Dem „Berliner Tagebl.“ wird geschrieben: „Der Zar hob nach einer Petersburger Meldung der „Basler Nachrichten“ die Verfügung der Leitung der kaiserlichen Hofoper auf, wonach die Opern Wagner's vom Spielplan ausgeschlossen werden sollten.“ — Wie wäre es als Gegenleistung mit der Ausgrabung Schafkotels in Berlin? Sein Eugen Onegin war hier vor langen Jahren mit Recht ein Jungfild.

**Schach.**

E. Lond.



Für die Löser sind Zweijäger selten schwierig. Der obige indessen ist verhältnismäßig einer der schwierigsten, den wir kennen. Im manchem Liebhaber den Spah der Lösung nicht zu verderben, werden diesmal die schwächeren Löser ausnahmsweise die Lösung in ungeklipptem Satz in einer der nachstehenden Glossen zur Partie finden.

Nach dem Ausweise des Deutschen Schachbundes vom 25. April sind von seinen etwa vier- bis fünftausend Mitgliedern bis dahin 852 Einzelingen bekannt geworden; darunter 118 mit dem Eisernen Kreuz dekoriert, 50 gefallen und 76 verumdet.

Der bekannte Berliner Meister Eduard Lasker (nicht der Weltmeister), der zu Beginn des Krieges sich in England befand, hat trotz des militärpflichtigen Alters doch die Gelegenheit gefunden, nach New York zu entkommen. Die nachstehende Partie ist von ihm dort am 12. Februar gegen den vom Karlsbader Turnier bekannten amerikanischen Meister Jaffe gespielt.

**Damenbauernspiel.**

Ed. Lasker.	Jaffe.
1. d2-d4	d7-d5
2. Sg1-f3	Sg8-f6 (c6)
3. c2-c4	e7-e6

Sie ziehen 3. . . e6! vor. 3. 3.: 4. Sc3, d4; 5. e3, b5; 6. a4, b4!; 7. Sb1, e6; 8. Lx<c4. Lc7 neßt 0-0 und e5 mit annähernd gleichem Spiel (63-67).

- Sucht Weiß mit Recht zunächst dem Angriff vorzugehen.
- 21. . . . . . De7-f6
- 22. Sb8-d4 Ta8-b8
- 23. b2-b3 Tb8-c8?
- Sier mar 23. . . Tb6 am Plage. Falls hierauf 24. Sx<c6, so 24. . . Sxg2!
- 24. h2-h3 Lg4xh3
- Nacht aus der Rot eine Zugend; denn 24. . . Ld7; 25. Dx<a7 verliert glatt einen Bauer für nichts; während ja noch gewisse Angriffs- speculationen blieben.
- 25. g2xh3 Te8-e6
- 26. Dc5x7 c6-e5
- 27. Db7 neßt D oder Txc6.
- 27. b3-b4 Te8-d8
- 28. Tc1xc5 Te6-e8
- Oder 28. . . g6; 29. Tx<T, Txc6; 30. e<x<d4, Df3; 31. Da8f, Kg7; 32. Dxc4.
- 29. Dc7-a4! g7-g6
- 30. Da4-c6 Te8-e6
- Die letzte Angriffsverloren für die sechste Figur.
- 31. Sd4xc6 Sb4-f3!
- 32. Kg1-f1 Sb8-d7!
- 33. Kf1-g2 f7xe6
- 34. Tc5-c2 Sd2-f3
- 35. Te1-f1 Sf8-h4?
- 36. Kg3-g1 Sb4-f3!
- 37. Kg1-h1 . . . . .
- Schwarz hat ausgetobt. Nun kommt Weiß an die Reihe.
- 37. . . . . . Td8-d5
- 38. Dc6-e8 Kc8-g7
- 39. Tc2-e8 Td5-b5
- Stürzt sich jetzt Weiß mit 39. Dh8f, Kh6; 40. Dxc7 auf die Dame, so erfolgt doch 24. durch 40. . . Txc3!.
- Es folgte aber einfach und geschmacklos:
- 40. Sg8xh5! Aufgegeben.